

Nr. 23. Bromberg, den 29. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(22. Fortsetzung.)

Drüben am Tisch wurde flott eingeschenkt. Der Major sprudelte von lustigen Reden, und Klinge lauschte den Geschichten, die ihn so lebhaft an gute alte Zeiten erinnerten. Da ertönten Schritte in der Laube, und die Außentür wurde schnell aufgerissen. Die Gestalt eines Mannes zeichnete sich gegen das Dunkel draußen ab. Dann schloß sich die Tür und es stand jemand mit der Büchse in der Hand drinnen und blinzelte ins Licht, ein seltsamer Bursche mit zerrissenem Zeug und wildem Haar. Es war der junge Dag, der aus dem Walde heimkehrte. Er grüßte zum Tisch hinüber, wo sein Vater abends mit dem Hauptmann zu sitzen pflegte; heute aber saßen hier drei. Er mußte herantreten und die Hand zum Gruß reichen, und erfuhr, wer der dritte war. Und der Hauptmann stellte ihn dem Major als Sohn des Hauses vor. Dann bedeutete man ihm, daß die Tochter des Majors im Stuhl am Kamin säße, sie beugte sich ein wenig vor und nickte kühl, und der junge Mann erwiderte den Gruß. Adelheid hatte nie etwas so Merkwürdiges gesehen, ihr erstes Empfinden war Schrecken, beinahe hätte sie laut aufgeschrien; da er jedoch grüßte und den Männern zulächelte, änderte sie ihre Meinung, denn dieses Lächeln war freundlich, und als sie bei genauer Betrachtung die kühnen, herrischen Züge bemerkte, kroch sie in den Schatten, um ihn unbeobachtet mustern zu können.

Dag nahm sich einen Schemel und setzte sich mitten vor den Kamin, rieb sich die Hände und dehnte sich, als täte er es sich in der Wärme richtig gütlich. Sie fragte, ob er ein Glas Kognak haben möchte, das goß er hinunter, mehr wollte er nicht. Ein alter Hund, der in der Kaminecke neben dem Hauptmann lag, kam freudig winselnd und bellend angehumpelt und legte sich vor Dag nieder, witterte den Waldgeruch und leckte seine streichelnden Hände.

Adelheid saß tief im Schatten; niemand konnte bemerken, daß sich ihre schönen Augen nicht von dem jungen Mann loszureißen vermochten. Was sie anfangs erschreckte, waren seine wirren Haare und Kleider. So hatte sie noch nie jemanden unter ordentlichen Menschen auftreten sehen; doch dann verriet ihr die Büchse, daß er geradeswegs aus dem Walde kam. Wams und Hosen waren schäbig, ja etwas zerschlissen und an den Kanten blankgescheuert. Das linke Hosenbein war bis zum Knie hinab aufgerissen. An den Beinen trug er alte, abgewetzte Ledergamaschen, aber sie paßten merkwürdig gut dorthin. In all dieser Zerschlissenheit gewahrte sie die blendendweiße Hemdkrause; sie stach hart gegen den wettergebräunten Hals ab. Sie blickte auch auf seine Handgelenke und fuhr plötzlich zusammen — um das linke Gelenk und weit den Arm hinauf saß ein Verband, und der Ärmel des Wamses war aufgekrempelt. Der Verband mußte einmal weiß gewesen sein, doch jetzt war er von Blut getränkt. Sie blickte auf sein Gesicht, während er sich mit dem Hund beschäftigte. Ein wetterhartes, willensstarkes Gesicht mit einem jungen, gutgelaunten Zug. Seine Gestalt wirkte zum Erschrecken, und wenn er sich bewegte, geschah es mit einer ihr fremden, leichten, tierhaften Geschmeidigkeit. Ihr Blick kehrte zu dem Handgelenk zurück, aber sie wagte nicht zu fragen. Doch dann sprach er so freundlich zu dem Hund und lächelte ihm zu, und in diesem Lächeln lag etwas so Jungenhaftes, daß sie es gleichwohl wagte:

„Habt Ihr Euch im Wald den Arm verletzt?"

„Ach, ich war ein wenig ungeschickt — — mit einem Adler."

Mit einem Adler? Sie riß die Augen auf. Sie hatte zwar von Adlern gehört und gelesen, sie auch abgebildet gesehen, aber in ihrer Vorstellung lebten sie in einer ganz anderen Welt, meilenfern der ihren, und nun saß dieser Mann neben ihr und sprach von einem Adler wie von etwas ganz Alltäglichem.

„Habt Ihr Euch mit einem Adler gerauft?" fragte sie gespannt.

„Nicht gerauft, aber ich schoß auf ihn. Und da stürzte er herab. Er war flügellahm geschossen, und als ich hinzukam, da hackte er."

„Und dann habt Ihr ihn getötet?" Sie schauderte am ganzen Leibe.

„Ja", erwiderte er nur.

Der Major fing die letzten Worte auf und wandte sich um.

„Einen Adler — habt Ihr einen Adler gesehen?"

„Erlegt", antwortete Adelheid.

Das war gerade etwas für den Major, wenn er wieder in die Stadt kam.

„Habt Ihr ihn hier?" fragte er neugierig.

Ja, er habe ihn mit auf den Hof gebracht. Natürlich wollte der Major den Adler sehen und von dem Vorgang hören. Aber der junge Dag wußte von seinem kleinen Erlebnis nichts zu erzählen, alles war so merkwürdig einfach zugegangen.

Jungfer Kruse kam auf einen Augenblick herein, um nachzusehen, ob an der Bewirtung nichts fehle, und Klinge flüsterte ihr ins Ohr, der Major wolle gern den Adler sehen, den Dag mitgebracht habe. Sie nickte nur und ging leise hinaus.

Fräulein Adelheid konnte ihren Blick nicht von dem verbundenen Handgelenk abwenden. Sie wußte nicht weshalb. Sie verspürte gleichsam Lust, an dem Verband etwas zu richten; sie hatte auch das gelernt. Aber sie blieb still in ihrem Stuhl sitzen.

All das Neue durchfuhr sie wie ein Sturmwind, und sie empfand ein Gefühl von Entbehrung, von Hunger nach echtem, lebendigem Leben. Denn echt konnte es sein, das spürte sie hier.

Ach, wie unendlich weit entfernt war doch das wirkliche Leben von dem Dasein ihrer Kreise! Erinnerungen an Bekannte zogen vorüber, an lächelnde Gesichter, vertraulich mit ihr tuschelnde Frauen, die im nächsten Augenblick anderen

Bekannten abfälligen Klatsch über sie zuflüsterten, an Kavaliere, die ihr mit Verbeugungen und galanten Redensarten die Hand küßten, um sich gleich danach über ihren Armeleutestolz lustig zu machen. Ja, sie kannte sie alle mit ihrem falschen, hohlen Leben.

Es klopfte dröhnend an die Außentür und herein schloff ein seltsames Wesen. Ob Mensch, ob Tier, ob Troll ließ sich schwer erkennen, jedenfalls schloß es die Tür hinter sich. Es war der „Meister". Wie Jörn Vielfalt seinerzeit Meister in allem war, was man aus Holz herstellen konnte, so war dieser hier Meister in allem, was mit Tieren und Fellen zu tun hatte. Man hatte ihm den Adler wohl überlassen, um zu sehen, was damit anzufangen sei, denn er bekam die unglaublichsten Dinge fertig. Jetzt hatte Jungfer Kruse nach ihm geschickt, in der Diele säßen Herrschaften, die den Adler gern sehen würden, und nun brachte er ihn angeschleppt.

Der Meister war nicht groß, der Adler ein Staatskerl mit gewaltigen Schwingen, die um des Meisters kurze Beine baumelten. Der watschelte gemütlich durchs Zimmer und hob den riesigen Vogel an beiden Flügeln hoch, so daß er sich richtig ausnahm. Der Meister sah so vertrauenerweckend aus, daß niemand ihm eine Hinterlist zutraute. Doch trug er seinen Namen kaum ohne Grund. Er hatte den Adler offenbar zum Vorzeigen hergerichtet, ihm ein Eisen durch den Hals bis vorn zum Schnabel gestoßen und stand nun hinter ihm, hielt das Ende des eisernen Stabes zwischen den Zähnen und wippte ein wenig damit. Der Adler schwebte mit ausgebreiteten Schwingen vor dem Kaminfeuer, mit wild aufgerichtetem Kopf und hackte mit dem furchtbaren Schnabel. Er wirkte gerade so grausig, wie der wilde König der Lüfte sein soll. Dann ließ der Meister die Erscheinung wieder zusammenfallen und fegte damit ins Dunkel hinaus. Ein kalter Windstoß stieß herein, als er ging. Der junge Dag saß vorm Kamin mit dem Rücken zu dieser Schaustellung und plauderte mit dem Hund. Er runzelte unwillig die Stirn, als er den Vorgang bemerkte, drehte sich jedoch nicht um. Dies war nicht sein erster Adler. Während der Major von Adlern redete und das Gespräch am Tisch wieder in Gang kam, saß Adelheid stumm da und betrachtete Dags wildgelockten Kopf.

Jungfer Kruse meldete, der Tisch sei gedeckt; aber dies mahnte den Major und seine Tochter nur daran, daß der Abend allzuweit vorgeschritten war und daß sie stehenden Fußes aufbrechen mußten.

Im Kamin loderten die Flammen hoch auf, und die Lichter auf dem Sims warfen ihren hellsten Schein über Adelheid Barre, da sie vor der Tür Abschied nahm. Der junge Dag sah sie lange an, und sogar der Alte, der jahrelang für so vieles blind gewesen war, auch er betrachtete ungewöhnlich fest und lange den wohlgestalteten Gast, der so geborgen im Kaminschatten gesessen hatte.

Das Jahr ging auf die kurzen Tage und langen Nächte zu, und der Winter kam mit Schnee und kalten Winden über das Bärental und die Siedlungen. Eis legte sich auf Teich und Moor, die Leute zogen mit Axt und Säge in die Wälder, und am Abend und vor Morgengrauen strich blauer Rauch über die Hütten in der Waldesstille. Starke Männer fällten Bäume, und Pferde schleiften die Stämme zu Haufen. Ruhig und sicher lief das Leben, wo Dag herrschte. Und die Rappen machten ihren Weg zur Stadt breit und stark wie alle, alle Jahre.

3.

Die Uhr schlug, der Abend ging in die erste Nachtstunde über. In der Barreschen Wohnstube saß Adelheid einsam über ihrer Stickerei. Die Hände hatten Nadel und Faden sinken lassen und ruhten willenlos auf dem Tisch. Der schlanke Rücken lehnte leicht an der Stuhllehne, etwas Ungewohntes lag über ihr. Der stolze Nacken war heute abend gebeugt, ließ die straffe Haltung vermissen, die er sonst zur Schau trug. Die kleine Halskrause verlieh ihr ein neues, frauliches Gepräge. War sie hinter der strengen Linie, die sie der Welt zeigte, vielleicht gar nicht so kalt? Die Lider lagen halb gesenkt über den schönen Augen, die über dem Tisch in die Ferne träumten.

Plötzlich kam Leben in die ruhenden Hände. Sie raffte die Stickerei zusammen, während ihr Blick auf den Uhrzeiger starrte. Wieder ein Tag zu Ende. Ihr Nacken richtete sich ruhig, fast unmerklich auf, und das weiche Bild von soeben schwand. Sie erhob sich schnell und ging zum Spiegel; es war halbdunkel in der Stube, nur eine einzige, dünne Kerze brannte, und doch trat ihr schönes Gesicht, ihr kräftiger Hals wie ein leuchtendes Bild aus dem dunklen Grund des Spiegels heraus. Unter der reinen Linie der Brauen strahlten ihre Augensterne still und sicher. Der Mund war entschlossen und schön geschwungen. Lange stand sie wie in schweigender Begegnung mit sich selber. Wieder ein Tag zu Ende. Ein Tag ihrer besten Jugendzeit. Eine Spur von Müdigkeit strich über Mund und Blick, flüchtig wie ein Hauch, aber im gleichen Moment kehrte ihr stolzer Trotz zurück.

Ihre Gedanken gingen hin und her, wie jede Stunde des Tages, jede wache Nachtstunde seit Wochen, ja Monaten. Sollte dasselbe Geschick sie treffen wie ihre Mutter, das Los aller Frauen aus ihrer Familie, wie man es ihr prophezeite? Sollte sie das Land wohl sehen, aber nicht betreten dürfen?

Weshalb nicht das Geschick ihrer Mutter — — wie eiskaltes Wasser rieselte es durch ihre Adern — — Mutter war die schöne Tochter des großen Bischofs, und wenn nicht reich, so doch wohlhabend. Und dennoch — — Als vergessene Frau eines armen Offiziers beschloß sie ihre Tage. Adelheid erinnerte sich voller Grauen an den letzten Händedruck der Mutter„ an ihre letzten Schmerzensworte: „Gott behüte dich, meine Tochter, und erspare dir ein solches Schicksal." Und mit welchem Recht durfte sie ein besseres erwarten? Ihre Muter war eine gute Partie aus einem weltbekannten Hause — sie nur die Tochter eines verschuldeten Offiziers. Nur ein Gespött und Gelächter. Wie alle Frauen ihrer Familie konnte sie sich nicht von der Einbildung freimachen, etwas Besonderes zu sein — hübscher, klüger, reifer als andere — und sie trug sich dabei doch nur mit den dummen Gedanken einer Durchschnittsfrau. Und damit nicht genug — sie baute törichte Luftschlösser — — Weil sie ein lumpiges Mal auf dem großen Waldhof gewesen war, hatte sich diese Hoffnung in ihre eitle Seele eingenistet. All ihren Verstand schob sie beiseite vor einem Traumbild, so widersinnig, wie es je ein Mädchen erträumte. Und doch, wie sollte sie diesen Traum loswerden?

Weshalb sang der Wald so dunkel, als sie dort in der Diele saß? Weshalb fühlte sie damals eine ungeahnte Wärme und Kraft in sich, als sie ersehnte, den Verband von dem blutigen Arm lösen und die Wunde pflegen zu dürfen? Weshalb besann sie sich besser auf jenen breiten Hofplatz mit der tiefschattenden Eiche, als auf den Vorglander Hof, wo sie so viele Tage zugebracht hatte? Weshalb erinnerte sie sich an jede kleinste Kleinigkeit, auf das Flackern der Kienholzflammen im Kamin wie auf das Knarren in den Wandbalken, als der Abendwind aufkam?

Plötzlich war der Spiegel ihrem Blick entschwunden. Etwas Seltsames ging mit ihren Augen vor; feucht und warm rieselte es über ihre Wangen. Da wandte sie sich jäh vom Spiegel ab und suchte ihr Taschentuch hervor; ein kurzentschlossenes Wischen — und Tränen und Gedanken waren fort. Adelheid richtete den Nacken auf und gewann ihre stolze Haltung wieder.

Aber heute abend vermochte sie über dem starken Strom ihrer Gedanken den Kopf nicht lange oben zu behalten. Die Nackenlinie wurde wieder weich und immer weicher ihr Haupt senkte sich von neuem. Alles, was Wärme, alles, was Herz, alles, was Frau in ihr war, wollte den Traum festhalten.

Was sie je von der Kehrseite der Ehe sah und hörte, von den Lügen der Liebe, hatte sie täglich als Panzer gegen alle warmen Empfindungen getragen, kalt und ruhig auf jeden Liebesgedanken geblickt. Die Kavaliere auf den Bällen, die lustigen Ritter auf den Kahnfahrten zogen an ihrem Blick vorüber. Jegliche galante Huldigung, jedes vornehme Werben hielt sie für leere Possen. Alle die kühnen Herren von Festen und Gesellschaften waren ihr nur Figuren in einem Spiel, das sie nichts anging. Mit zwanzig Sommern hatte sie ihren ersten Korb ausgeteilt. Sie verlachte den Mann laut und herzlos. So bedeutungslos schienen ihr seine heiligen Beteuerungen. Dann kamen andere. Mit Schrecken dachte sie daran. Zuletzt dieser Apotheker, ältlich, verlebt, aber reich. Ihr eigener Vater hatte sie mit kräftigen Ausdrücken überschüttet und ihr zu verstehen gegeben, Welt und Leben sei Geld und nicht Stolz und Herzenstraum. Fuchsteufelswild war er gewesen, als sie den Apotheker gehen hieß. Aber der kam immer wieder, lag auf der Lauer, wartete offenbar, bis die Armut ihren Stolz brechen und ihren steifen Nacken beugen würde. Und hei-

raten mußte sie schließlich doch einmal. Tante Eleonores trauriges Los lockte sie nicht.

Ja, so hatte sie immer gedacht und dachte wohl noch so, wenn sie bei Vernunft war. Aber ihr Herz, das sie kalt und streng behütete, seit sie erwachsen war, hatte jetzt geklungen, nur ein einziges Mal, doch es zitterte noch immer in ihrem ganzen Körper nach.

Das geschah an jenem Abend, als sie in der dunklen Diele im Kaminschatten saß. Da spürte sie diese große Macht im Leben zum allererstenmal. Ein Verlangen war in ihr aufgekommen — tief aus ihrem innersten Innern — das blutige Handgelenk vorsichtig zu ergreifen, ja sie spürte das Bedürfnis, sich über diese Hand zu beugen und die herrischen Augen auf sich ruhen zu fühlen. Zum ersten Male empfand sie Lust zu geben, gut zu sein, Dank und Wärme zu ernten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tonkucucke.

Legende von Selma Lagerlöf.

Einmal zu der Zeit, da Jesus erst fünf Jahre alt war, saß er auf der Schwelle vor seines Vaters Werkstatt in Nazareth und war damit beschäftigt, aus einem Klümpchen geschmeidigen Tons, das er von dem Töpfer auf der anderen Seite der Straße erhalten hatte, Tonkuckucke zu verfertigen. Er war so glücklich wie nie zuvor, denn alle Kinder des Viertels hatten Jesus gesagt, daß der Töpfer ein mürrischer Mann sei, der sich weder durch freundliche Blicke noch durch honigsüße Worte erweichen ließe, und er hatte niemals gewagt, etwas von ihm zu verlangen. Aber siehe da, er wußte kaum, wie es zugegangen war: er hatte nur auf seiner Schwelle gestanden und sehnsüchtig den Nachbar betrachtet, wie er da an seinen Formen arbeitete, und da war der aus seinem Laden gekommen und hatte ihm so viel Ton geschenkt, daß er gereicht hätte, um einen Weinkrug daraus zu fertigen.

Auf der Treppenstufe vor dem nächsten Hause saß Judas, der häßlich und rothaarig war und das Gesicht voller blauer Flecke und die Kleider voller Risse hatte, die er sich bei seinen beständigen Kämpfen mit den Gassenjungen zugezogen hatte. Für den Augenblick war er still, er reizte niemand und balgte sich nicht, sondern arbeitete an einem Stück Ton, in gleicher Weise wie Jesus. Aber diesen Ton hatte er sich nicht selbst verschaffen können; er traute sich kaum, dem Töpfer unter die Augen zu treten, denn dieser beschuldigte ihn, daß er Steine auf sein zerbrechliches Gut zu werfen pflege, und hätte ihn mit Stockhieben verjagt; Jesus war es, der seinen Vorrat mit ihm geteilt hatte.

Wie die zwei Kinder ihre Tonkuckucke fertig machten, stellten sie sie in einem Kreise vor sich auf. Sie sahen so aus, wie Tonkuckucke zu allen Zeiten ausgesehen haben, sie hatten einen großen roten Klumpen als Füße, um darauf zu stehen, kurze Schwänze, keinen Hals und kaum sichtbare Flügel.

Aber wie das auch sein mochte, alsbald zeigte sich ein Unterschied in der Arbeit der kleinen Kameraden. Judas' Vögel waren so schief, daß sie immer purzelten, und wie er sich auch mit seinen kleinen, harten Fingern mühte, er konnte ihre Körper doch nicht niedlich und wohlgeformt machen. Er sah zuweilen verstohlen zu Jesus herüber, um zu sehen, wie er es anstellte, daß seine Vögel so gleichmäßig und glatt wurden wie die Eichenblätter in den Wäldern auf dem Berge Tabor.

Mit jedem Vogel, den Jesus fertig hatte, wurde er glücklicher. Einer deuchte ihn schöner als der andere, und er betrachtete sie alle mit Stolz und Liebe. Sie sollten seine Spielgefährten werden, seine kleinen Geschwister, sie sollten in seinem Bette schlafen, mit ihm Zwiesprache halten, ihm ihre Lieder singen, wenn seine Mutter ihn allein ließ. Er hatte sich nie so reich gedünkt, niemals würde er sich einsam oder verlassen fühlen können.

Der hochgewachsene Wasserträger ging vorbei, gebeugt unter seinem schweren Sack, und gleich nach ihm kam der Gemüsehändler, der mitten zwischen den großen leeren Weidenkörben auf dem Rücken seines Esels baumelte. Der Wasserträger legte seine Hand auf Jesus' blondlockigen Kopf und fragte ihn nach seinen Vögeln, und Jesus erzählte, daß sie Namen hätten, und daß sie singen könnten. Alle seine kleinen Vögel wären aus fremden Ländern zu ihm gekommen und erzählten ihm Dinge, von denen nur sie und er wüßten. Und Jesus sprach so, daß der Wasserträger wie der Gemüsehändler lange ihre Verrichtungen vergaßen, um ihm zu lauschen. Als sie weiterziehen wollten, wies Jesus auf Judas. „Seht, was für schöne Vögel Judas macht!“ sagte er.

Da hielt der Gemüsehändler gutmütig seinen Esel an und fragte Judas, ob auch seine Vögel Namen hätten und singen könnten. Aber Judas wußte nichts hierüber, er schwieg eigensinnig und hob die Augen nicht von seiner Arbeit. Der Gemüsehändler stieß ärgerlich einen seiner Vögel mit dem Fuße weg und ritt weiter.

So verstrich der Nachmittag, und die Sonne sank so tief, daß ihr Schein durch das niedrige Stadttor hereinschreiten konnte, das sich, mit einem römischen Adler geschmückt, am Ende der Straße erhob. Dieses Sonnenlicht, das um die Neige des Tages kam, war ganz rosenrot, und als wäre es aus Blut gemischt, gab es seine Farben allem, was ihm in den Weg kam, während es durch das schmale Gäßchen rieselte. Es malte die Gefäße des Töpfers ebenso wie die Planke, die unter der Säge des Zimmermanns knirschte, und das weiße Tuch, das Marias Gesicht umgab.

Aber am allerschönsten blinkte der Sonnenschein in den kleinen Wasserpfützen, die sich zwischen den großen holprigen Steinfliesen, die die Straße bedeckten, angesammelt hatten. Und plötzlich steckte Jesus seine Hand in die Pfütze, die ihm zunächst war. Es war ihm eingefallen, daß er seine grauen Vögel mit dem glitzernden Sonnenschein anmalen wollte, der dem Wasser, den Hausmauern, kurz, allem ringsum eine so schöne Farbe verliehen hatte.

Da war es dem Sonnenlicht eine Freude, sich auffangen zu lassen, wie die Farben aus einem Malertiegel, und als Jesus es über die kleinen Tonvögelchen strich, da lag es still und bedeckte sie vom Kopfe bis zum Fuße mit diamantenähnlichem Glanze.

Judas, der hie und da einen Blick hinüber zu Jesus warf, um zu sehen, ob dieser mehr und schönere Vögel mache als er, stieß einen Ausruf des Entzückens aus, als er sah, wie Jesus seine Tonkuckucke mit Sonnenschein bemalte, den er aus den Wassertümpeln der Gasse auffing. Und Judas tauchte seine Hand auch in das leuchtende Wasser und suchte das Sonnenlicht aufzufangen.

Aber das Sonnenlicht ließ sich nicht von ihm fangen. Es glitt zwischen seinen Fingern hindurch, und wie hurtig er sich auch mühte, die Hände zu regen, um es zu greifen, es entschlüpfte ihm doch. Und er konnte seinen armen Vögeln kein bißchen Farbe schaffen.

„Warte, Judas!“ sagte Jesus. „Ich will kommen und deine Vögel malen.“

„Nein“, sagte Judas, „du darfst sie nicht anrühren. Sie sind gut genug, wie sie sind.“

Er stand auf, während seine Stirn sich furchte und seine Lippen sich aufeinanderpreßten. Und er setzte seinen breiten Fuß auf die Vögel und verwandelte sie, einen nach dem andern, in kleine, abgeplattete Lehmklumpen.

Als seine Vögel alle zerstört waren, ging er auf Jesus zu, der dasaß und seine kleinen Tonvögel streichelte, die wie Juwelen funkelten. Judas betrachtete sie eine Weile schweigend, aber dann hob er den Fuß und trat einen von ihnen nieder.

Als Judas den Fuß zurückzog und den ganzen kleinen Vogel in grauen Lehm verwandelt sah, empfand er eine solche Wollust, daß er zu lachen begann, und er hob den Fuß, um noch einen zu zertreten.

„Judas“, rief Jesus, „was tust du? Weißt du nicht, sie sind lebendig und können singen?“

Aber Judas lachte und zertrat noch einen Vogel.

Jesus sah sich nach Hilfe um. Judas war groß, und Jesus hatte nicht die Kraft, ihn zurückzuhalten. Er schaute nach seiner Mutter aus. Sie war nicht weit weg, aber ehe sie herankäme, konnte Judas schon alle seine Vögel zerstört haben. Die Tränen traten Jesus in die Augen. Judas hatte schon vier seiner Vögel zertreten, es waren nur noch drei.

Er war seinen Vögeln gram, daß sie so stille standen und sich niedertreten ließen, ohne auf die Gefahr zu achten. Jesus klatschte in die Hände, um sie zu wecken, und rief ihnen zu: „Fliegt, fliegt!"

Da begannen die drei Vögel ihre kleinen Flügel zu regen, und ängstlich flatternd vermochten sie sich auf den Rand des Daches zu schwingen, wo sie geborgen waren.

Aber als Judas sah, daß die Vögel auf Jesu Wort die Flügel regten und flogen, da fing er zu weinen an. Er raufte sein Haar, wie er es die Alten hatte tun sehen, wenn sie in großer Angst und Sorge waren, und warf sich Jesus zu Füßen.

Und da lag Judas und wälzte sich vor Jesus im Staube wie ein Hund und küßte seine Füße und bat, daß er seinen Fuß erheben und ihn niedertreten möge, wie er es mit den Tonvögeln getan hatte.

Denn Judas liebte Jesus und bewunderte ihn und betete ihn an und haßte ihn zugleich.

Aber Maria, die die ganze Zeit über das Spiel der Kinder mit angesehen hatte, stand jetzt auf und hob Judas empor und setzte ihn auf ihren Schoß und liebkoste ihn.

„Du armes Kind!" sagte sie zu ihm. „Du weißt nicht, daß du etwas versucht hast, was kein Geschöpf vermag. Vermiß dich nicht mehr, solches zu tun, wenn du nicht der Unglücklichste aller Menschen werden willst! Wie sollte es wohl dem von uns ergehen, der es unternähme, mit ihm zu wetteifern, der mit Sonnenschein malt und dem toten Lehm den Odem des Lebens einhaucht?"

Münchhausen in Potsdam.

Anekdote von **Robert Ludwig Jung.**

War Alexander von Humboldt mit dem König in Potsdam, so pflegte er bei gutem Wetter in der Umgebung der Stadt spazieren zu gehen, wobei er namentlich eine Anhöhe besuchte, von der aus man eine schöne Übersicht der Landschaft und besonders der Havel-Seen hatte. Eines Tages saß er auf dem sogenannten „Brauhaus-Berg", als ein junger Mann ihn flüchtig grüßte und sich neben ihn setzte.

Man kam ins Gespräch, und der große Naturforscher sprach sich dem Jüngling gegenüber anerkennend über die prächtige Aussicht aus.

„Die Aussicht ist ja ganz nett", meinte der junge Mann. „Was ist sie aber gegen die in der Schweiz und vom Chimborasso! Dagegen ist es hier öde!"

Humboldt wollte den Worten nicht recht trauen, glaubte aber, wenn auch mit einigen Bedenken, einen ihm noch unbekannten Reisenden vor sich zu sehen, der vielleicht nach Potsdam gekommen sei, ihn aufzusuchen. „So, so", bemerkte er etwas kritisch. „Sie waren auf dem Chimborasso? Bisher hatten doch nur zwei Leute, nämlich Humboldt und Bonpland, diesen Versuch unternommen! Sie haben es also auch versucht?"

„Was heißt versucht!" grollte der Jüngling. „Ich bin bis auf die Spitze hinaufgekommen. Meine Gefährten mußten ein paar tausend Fuß tiefer zurückbleiben!"

Humboldt, der sich einem zweiten Münchhausen gegenüber sah, fragte: „Wer waren denn Ihre Begleiter bei dem gefährlichen Unternehmen?"

„Oh!" bemerkte der Jüngling. „Sie haben meine Begleiter vorhin selbst genannt. Es waren Humboldt und Bonpland. Der Humboldt hatte noch die meiste Energie; er wollte mir nach auf die Spitze. Seine Kräfte reichten aber nicht aus. Der Franzose dagegen erklärte bei jedem Schritt, er müsse umkehren."

„Sie scheinen noch in den zwanziger Jahren zu sein", sagte Humboldt lächelnd. „Humboldt bestieg den Chimborasso Anno 1802. Wir schreiben jetzt das Jahr 1835. Das reimt sich nicht zusammen!"

„Bitte um Verzeihung", erwiderte der Nachbar auf der Bank in gekränktem Ton. „Sie verwechseln die Zahlen; denn der Aufstieg fand Anno 1822 statt!"

Der Naturforscher warf dem Münchhausen einen fragenden Blick zu: „Ich habe immer gehört, daß nur zwei Personen bei dem Aufstieg zugegen waren. Der Franzose Montufar scheidet doch bei dem Gipfelaufstieg aus."

„Sie irren sich, mein Herr!" rief der Jüngling aus. „Wo ich selbst dabei gewesen bin, muß ich es doch besser wissen! Humboldt erwähnt in seinen Schriften nur aus Neid nichts davon, weil ich zuerst auf der Spitze war. Ich sagte ihm meine Meinung nachher, und wir trennten uns vorzeitig. Ich kehrte allein nach Europa zurück."

Jetzt wurde der große Gelehrte ernst. „Ich höre ja gern Münchhausengeschichten", erwiderte er grob. „Ihre ist aber schlecht erfunden. Außerdem dichten Sie Humboldt einen häßlichen Neid an, von dem er immer frei war. Das ist niederträchtig!"

„Kennen Sie denn Humboldt?" fragte der Jüngling erblassend.

„Allerdings", entgegnete der Gefragte. „Ich bin es selbst!"

Da verschwand der Lügner wie ein Wiesel im nächsten Gebüsch. Es war ein Herr v. Scharf, der später Landrat in Friedeberg in der Neumark wurde.



Bunte Chronik



Immer noch Witwenverbrennungen!

In Luchnow in Indien ist kürzlich eine Hindufrau freiwillig auf den Scheiterhaufen gestiegen, der errichtet worden war, um den Leichnam ihres verstorbenen Mannes zu verbrennen. Angesichts einer zahlreichen Menge wurde sie lebend ein Opfer der Flammen, bevor die Polizei eingreifen konnte. Die alte religiöse Sitte der Witwenverbrennung, die der Brahmanismus in Indien eingeführt hat, ist zwar von den englischen Behörden im Jahre 1829 bereits verboten worden, aber vereinzelt kommen solche Fälle immer noch vor, namentlich in Nepal, einem indischen Staat, der den englischen Gesetzen nicht unterworfen ist. Dort wurden vor einiger Zeit mehrere Frauen eines verstorbenen Fürsten mit größtem Pomp vor den Würdenträgern des Hofes lebend verbrannt.



Lustige Ecke





Die neue Zeit — — und die alte!

*

Gespräch beim Heiratsvermittler.

Bei einem großen Pariser Heiratsvermittler erschien dieser Tage ein Mann in den besten Jahren, um sich zum Zweck der Sanierung seiner Finanzen eine Ehegattin auszusuchen. Nach längerem Hin und Her wurde auch ein Gespräch zwischen dem Bewerber, und einem reichen Pariser Kaufmann vermittelt, der viel Geld, aber eine sehr häßliche Tochter hatte. Um dem zukünftigen Schwiegersohn die Entscheidung zu versüßen, sagte der Vater:

„Und schließlich bekommt meine Tochter eine Villa an der Riviera . . ."

„Kann ich sie mal sehen?"

„Meine Tochter?"

„Nein, natürlich die Villa!"

Das Geschäft wurde perfekt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg.